

Eike Faber

Von Ulfila bis Rekkared

Die Goten und ihr Christentum

Alte Geschichte

Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 51

Franz Steiner Verlag

Eike Faber
Von Ulfila bis Rekkared

POTSDAMER ALTERTUMSWISSENSCHAFTLICHE
BEITRÄGE (PAWB)

Herausgegeben von Pedro Barceló (Potsdam), Peter Riemer (Saarbrücken),
Jörg Rüpke (Erfurt) und John Scheid (Paris)

Band 51

Eike Faber

Von Ulfila bis Rekkared

Die Goten und ihr Christentum



Franz Steiner Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2014

Zugl.: Dissertation, Philosophische Fakultät der Universität Potsdam, 2013

Druck: Offsetdruck Bokor, Bad Tölz

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-10926-0 (Print)

ISBN 978-3-515-10929-1 (E-Book)

INHALT

VORWORT	9
1 EINLEITUNG.....	11
1.2 Thesen und Fragestellung	12
1.3 Gliederung der Arbeit	14
1.4 Forschungsbericht	18
2 WER WAREN DIE GOTEN?	23
2.1 Ethnogenese	23
2.2 Schriftliche Zeugnisse.....	29
2.2.1 Die frühesten Zeugnisse.....	29
2.2.2 Das 2. und 3. Jahrhundert in der spätantiken Überlieferung...32	
2.3 Archäologische Zeugnisse	40
2.4 Zusammenfassung.....	43
3 DIE TERWINGEN IM 4. JAHRHUNDERT	47
3.1 Die materiellen Lebensumstände	48
3.2 Die Organisation des Stammes	52
3.3 Die Beziehungen zum Imperium Romanum.....	55
3.4 Zusammenfassung.....	66
4 ULFILA UND DAS GOTISCHE CHRISTENTUM.....	69
4.1 Die vor-christliche Religion der Goten.....	69
4.2 Ulfilas Werdegang	76
4.2.1 Ulfilas Name	76
4.2.2 Ulfilas Leben.....	77
4.3 Ulfilas Bibelübersetzung.....	83
4.4 Ulfilas Theologie.....	87
4.4.1 Die Kirchenhistoriker.....	88
Sokrates	88
Sozomenos	91
Theodoret	92
Philostorgios.....	93

4.4.2	Dissertatio Maximini.....	94
4.4.3	Codex Argenteus.....	95
4.4.4	Die Skeireins.....	100
4.4.5	Zusammenfassung.....	103
4.5	Christentum unter den Goten nördlich der Donau.....	104
4.5.1	Audianer.....	105
4.5.2	Die Ulfila-Gemeinde.....	105
4.5.3	Nicaenische Christen.....	107
4.5.4	Die gotische Christenverfolgung.....	108
	Innas, Remas und Pinas.....	110
	Die Märtyrer um Werekka und Batwins.....	112
	Das gotische Kalenderfragment.....	115
	Die Passio S. Sabae Gothi.....	117
4.6	Die Kleingoten.....	125
4.7	Zusammenfassung.....	127
5	VON ADRIANOPEL BIS TOULOUSE.....	129
5.1	Von der Donauüberquerung bis zur Schlacht von Adrianopel.....	130
5.2	Keine Konversion der Terwingen.....	137
5.3	Theodosius I. und die Goten.....	145
5.4	Alarich.....	157
5.5	Athaulf.....	161
5.6	Die Konversion der Westgoten.....	164
5.6.1	Zeugnisse, die von den Goten als Heiden sprechen.....	164
5.6.2	Zeugnisse, die von den Goten als Christen sprechen.....	168
5.6.3	Die Konversion der gotischen <i>foederati</i> zum Christentum...	172
5.7	Zusammenfassung.....	174
6	EXKURS: CONSTANTINOPEL UND DIE GOTEN.....	177
6.1	„Antigermanismus“.....	177
6.2	Goten und Christentum.....	189
7	TOULOUSE – DIE WESTGOTEN IN GALLIEN.....	195
7.1	Die Ansiedlung der gotischen Föderaten in Gallien.....	197
7.2	Theoderich I., Thorismund und Theoderich II.....	199
7.2.1	Ein gotisches Religionsgespräch.....	204
7.3	Eurich.....	206
7.4	Alarich II.....	208
7.4.1	Gesetzgebung unter Eurich und Alarich II.....	210
7.4.2	Religionspolitik unter Eurich und Alarich II.....	211
7.5	Die Konversion Chlodwigs und die Schlacht an der Vouillé (507).....	214
7.6	Zusammenfassung.....	216

8	TOLEDO – DAS SPANISCHE WESTGOTENREICH BIS ZUR KONVERSION REKKAREDS.....	219
8.1	Unter ostgotischer Vorherrschaft.....	219
8.2	Regnum Toledanum.....	222
8.3	Leovigild.....	225
8.4	Rekkared.....	229
8.5	Das Dritte Konzil von Toledo (589).....	232
8.6	Zusammenfassung.....	235
9	SCHLUSSBETRACHTUNG.....	239
10	QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS.....	247
10.1	Quellenverzeichnis.....	247
10.2	Literaturverzeichnis.....	250
11	ANHANG.....	263
11.1	Passio S. Sabae Gothi.....	263
11.1.1	Griechisch (ed. Hypolite Delehaye).....	263
11.1.2	Deutsch (Übersetzung: Ulrich Heidbrink).....	269
11.2	Definitionen.....	272
11.2.1	Begriffe.....	272
11.2.2	Stämme, Völker und materielle Kulturen.....	274
11.3	Abbildungen.....	280
11.3.1	Nachweise.....	280
11.3.2	Abbildungen.....	281
12	REGISTER.....	287
12.1	Stellen.....	287
12.2	Namen, Personen.....	292
12.3	Orte.....	298

VORWORT

Dieses Buch stellt die überarbeitete Fassung meiner Dissertationsschrift dar, die im Sommersemester 2013 von der Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam angenommen wurde. Ich danke den beiden Gutachtern, Pedro Barceló und Manfred Clauss, dafür, dass sie die Strapazen einer langen und intensiven Betreuung auf sich genommen haben. Den weiteren Mitgliedern der Promotionskommission, Monika Fenn, Ursula Gärtner, Norbert Franz und Heinz-Dieter Heimann, danke ich für ihre kritisch-interessierten und fairen Fragen in der Verteidigung.

Ich danke Pedro Barceló, Peter Riemer, Jörg Rüpke und John Scheid für die Aufnahme meines Buches unter die Bände der Potsdamer Altertumswissenschaftlichen Beiträge.

Es hat mir sehr geholfen, dass ich meine Gedanken mehrfach auf Tagungen im In- und Ausland vorstellen durfte. Ich bedanke mich bei den vielen Kollegen, die mir bei diesen Gelegenheiten mit Lob, Kritik und weiterführenden Anmerkungen begegnet sind. Unter ihnen möchte ich Juan José Ferrer und die Kollegen der Forschergruppe Potestas aus Castellón hervorheben sowie die Kollegen der Grupo Barbaricum, darunter Rosa Sanz und David Álvarez. Immens profitiert habe ich von den Tagungen, die David Hernández de la Fuente in Segovia organisiert hat und weiter veranstaltet: Ich danke ihm dafür, dass er stets bereit war, meinen Beiträgen einen Teil der knappen Zeit für Vorträge einzuräumen.

Mehrfach hatte ich im Rahmen von Kolloquia die Möglichkeit, den Fortgang meiner Arbeit zu präsentieren, unter anderem in Potsdam, Darmstadt und Bielefeld. Hierfür danke ich Gunther Gottlieb und Uwe Walter.

Eine Gruppe von Kollegen am Historischen Institut und an der Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam hat parallel zu mir an den eigenen Qualifikationsschriften gearbeitet: Birgit Zacke, Thomas Fischbacher, Philipp Menger, Peter Riedel sowie Sven Page von der TU Darmstadt haben in freundschaftlichen und kollegialen Gesprächen viel zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen – ich hoffe, dass ich ebenso einen kleinen Teil zu ihren Projekten beitragen konnte.

Peter Heather hat mir rasch und unbürokratisch einen seiner Vorträge zugänglich gemacht, ehe dieser in den Druck gegangen ist. Gerd Kampers hat mir freundlicherweise die Übersetzungen des Passionsberichts des Heiligen Saba von Herrn Ulrich Heidbrink zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Beiden sei herzlich für ihre Kooperationsbereitschaft gedankt.

Virginia Baier, Sandra Kaden, Almuth Lotz, Mario Hensel und Matthias Zein haben das Manuskript dieses Buches in verschiedenen Stadien der Fertigstellung gelesen und mir damit bedeutend geholfen. Mario Hensel und Paul S. Peters haben sich um das Register gekümmert.

Ohne Christiane Kunst wäre ich nicht in der Alten Geschichte ‚hängengeblieben‘ – sie hat mir mehr beigebracht, als auf den ersten Blick sichtbar ist, und ich

bin dankbar, mit ihr gearbeitet zu haben. Michael Stahl hat mir meine erste Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter gegeben und mich gelehrt, in größeren Zusammenhängen zu denken und über Epochengrenzen hinaus zu schauen. Peter Eich hat mich vor vielen Eseleien in diesem Buch bewahrt, indem er ein anderes gemeinsam mit mir herausgegeben hat. Allen dreien schulde ich menschlich und fachlich Dank.

Pedro Barceló war der beste Betreuer, den sich ein Promovend wünschen kann: Durch seine Lehrveranstaltungen bin ich erst thematisch in die Spätantike gelangt und habe an seinem Lehrstuhl gute Bedingungen vorgefunden, diesen Epochenschwerpunkt zu vertiefen. Er hat stets Interesse daran gehabt, was ich erforsche, welche Fragen ich stelle, ohne mir seine eigenen Themen vorzugeben und mich in enge Bahnen zu drängen. Er hat mich über Jahre gefördert, indem er mich gefordert hat. Ich habe von Pedro Barceló gelernt, wie das universitäre Geschäft funktioniert, und vermittelt bekommen, worin der Unterschied zwischen einer interessanten Erkenntnis und einem guten, stringent geschriebenen Buch besteht: In unermüdlicher Arbeit. Er hatte stets ein offenes Ohr für meine Anliegen, war ein kritischer Leser und aufmerksamer Korrektor, der insbesondere in dieses Buch viel Arbeit gesteckt hat. Pedro Barceló ist seit Jahren ein guter Freund, dessen ehrliches Urteil mir viel bedeutet.

Ohne meine Familie hätte ich das Promotionsverfahren niemals abschließen können. Ich danke meinen Eltern, Geschwistern, Schwiegereltern, meiner Frau und unseren Töchtern für den beständigen und bedingungslosen Rückhalt, den ich erfahren habe. Meine Eltern haben mir das Studium ermöglicht, dessen wirkliches Ende erst mit dieser Publikation erreicht ist. Meine Brüder und auch meine Schwiegereltern haben trotz oder gerade wegen ihrer ganz anderen Interessen regen Anteil an meiner Schreibearbeit genommen. Meine geliebte Ehefrau Anja und unsere Töchter Lilly und Clara sind die Quelle meiner Motivation. Sie haben mich über Jahre klaglos mit den Goten geteilt und mir den Rücken freigehalten. Sie haben stets an mich geglaubt, mich ermutigt und bestärkt. Ich bin glücklich, alle drei zu haben und dankbar für jeden Tag mit ihnen. Ich widme dieses Buch meiner Frau Anja.

Potsdam, April 2014

1 EINLEITUNG

Se vogliamo che tutto rimanga com' è, bisogna che tutto cambi. – Wenn alles beim Alten bleiben soll, dann muß alles sich ändern.

GIUSEPPE TOMASO DI LAMPEDUSA, *Il Gattopardo*

Von den gotischen Herrschern wollte ich nur noch Frieden, und auch sie wollten Frieden, und es dauerte nicht lange, und die gewährten uns ... ein ungestörtes Leben. Wir dürfen uns nicht beklagen, dank ihrer Gunst geht es vielen gut. Aber es war nicht leicht, mancher hatte schweres zu erdulden. So erging es auch mir: Ich habe alles verloren, was ich besaß. Ich selbst habe überlebt – doch mein Vaterland sah ich untergehen.

PAULINUS VON PELLA, *Eucharistikon*¹

Ausgehend von der Beobachtung, dass die Darstellung der Goten in den antiken Schriftquellen häufig durch vorgefasste Meinungen und Vorurteile bestimmt wurde, ist es das Anliegen dieser Untersuchung, zu neuen Aussagen über die Goten zu gelangen. Gegenstand der Analyse wird dabei die Religion der Goten sein, als deren wesentliches Erkennungszeichen ihr abweichendes, „arianisches“ Christentum galt und gilt. Diese Situation des 5. und 6. Jahrhunderts wurde von späteren Autoren wie Sokrates, Sozomenos, Theodoret oder Isidor von Sevilla jedoch bereits für das 4. Jahrhundert vorausgesetzt, so dass ihre Berichte über die Anfänge des Christentums bei den Goten und von der Durchsetzung dieser Glaubensrichtung als unzutreffend betrachtet werden müssen.

Die Neubewertung des Christentums der Goten im 4. Jahrhundert ergibt zwangsläufig auch eine andere Akzentuierung der weiteren Geschichte des häretischen gotischen Christentums bis hin zur Konversion des gesamten Volks unter König Rekkared am Ende des 6. Jahrhunderts zum katholischen Mehrheitsglauben.

An Veröffentlichungen über die Goten herrscht kein Mangel. Die vorliegende Studie entstand aus der Frage nach dem Übertritt der Terwingen beziehungsweise Westgoten zum Christentum, der sich in engem zeitlichem Zusammenhang mit der Donauüberquerung im Sommer 376 abgespielt haben soll. Die religiöse Ausrichtung der Westgoten wurde bereits von den antiken Zeitgenossen als „Arianismus“ bezeichnet, eine Benennung, die sich letztlich bis heute gehalten hat. In zahlreichen theologischen Debatten ist diese Zuschreibung hinterfragt und präzi-

1 Paulinus von Pella, *Eucharistikon* 303–310: *sed Gothicam fateor pacem me esse secutum, / quae tunc ipsorum consensu optata Gothorum / paulo post aliis cessit mercede redempta / nec penitenda manet, cum iam in re publica nostra / cernamus plures Gothico florere favore, / tristia quaeque tamen perpessus antea multis, / pars ego magna fui quorum, privatus et ipse / cunctis quippe bonis propriis patriaeque superstes.* Die oben zitierte Übersetzung stammt aus Ruggini (2008) 141.

siert worden, wobei aber häufig eine Einbettung in den kirchenpolitischen Kontext des 4. Jahrhunderts fehlte. Historische Untersuchungen operierten vielfach mit dem Etikett des sogenannten „gotischen Arianismus“ und betonten den Beitrag zur Identitätsbildung, den ein von der Mehrheitskirche abweichendes Bekenntnis leisten konnte. Gewöhnlich unbeantwortet blieben jedoch die Fragen, worin die Unterschiede zur reichskirchlichen Orthodoxie bestanden haben und was an dem Bekenntnis spezifisch „gotisch“ statt allgemein „arianisch“ gewesen ist. Diese Arbeit fragt nach beidem, dem dogmatischen Inhalt und dem historischen Kontext.

Das bedeutet auch einen Blick hinaus über eine Reihe von Stereotypen, welche bereits die Verfasser der antiken Quellen beeinflusst und die Darstellungsweise von Barbaren im Allgemeinen und Goten im Speziellen bestimmt haben. Eine Grundannahme hierbei ist, dass den antiken Autoren die Beschäftigung mit den Goten dazu diene, einen Kontrast herzustellen, um sich ihrer eigenen Identität zu vergewissern. Erkenntnisse über die Goten bringen daher zwangsläufig auch Erkenntnisse über die römische Gesellschaft, die sich mit ihnen auseinandersetzte.

Die römischen Autoren zeichneten in Abhängigkeit von ihren aktuellen Bedürfnissen unterschiedliche Bilder von den Goten. Diese Verschiebung des Blickwinkels gilt es im Folgenden zu berücksichtigen und zu korrigieren, um über die Intention der Verfasser der Quellen hinaus tatsächlich zu präziseren Aussagen über die Goten zu gelangen.

1.2 THESEN UND FRAGESTELLUNG

Eine angemessene Bewertung des gotischen Christentums steht noch aus. Hierfür gibt es verschiedene, einander entgegengesetzte Gründe: Einerseits wurde das gotische Christentum häufig zu oberflächlich analysiert, da mit der Bezeichnung „Arianismus“ bereits alles definiert zu sein scheint. Eine adäquate inhaltliche Annäherung an die Theologie des gotischen Christentums wurde dadurch allerdings verhindert. Ebenso lenkte es den Blick vollständig von den nicaenischen und audianischen gotischen Gemeinden ab, welche es ebenfalls gegeben hat. Andererseits erfüllte das abweichende Christentum der Goten natürlich gerade dadurch eine identitätsstiftende Funktion, dass es *nicht* das katholische Christentum der Mehrheit der Reichsbewohner war. Auf einer anderen Betrachtungsebene muss also diese abgrenzende Funktion des gotischen Christentums sowie die täglichen Auswirkungen, die der konfessionelle Gegensatz zur Mehrheit der christlichen Einwohner des Römischen Reichs hatte, thematisiert werden. Daraus ergeben sich folgende Thesen:

1. Die Bezeichnung des gotischen Christentums als „Arianismus“ ist keine ausreichende inhaltliche Beschreibung. Eine akurate Definition ist notwendig und hilft, die historischen Umstände der Konversion der Goten zum Christentum zu erklären.

Wenn vom „gotischen Arianismus“ die Rede ist, wird ein Begriff aus den trinitätstheologischen Auseinandersetzungen der Spätantike auf die Goten angewendet. Pierre Maraval hat hierzu jüngst erneut festgestellt, dass es *den* Arianismus als solchen gar nicht gegeben hat, es sich vielmehr immer um eine Fremdbezeichnung und explizite Herabsetzung der so bezeichneten theologischen Gegner handelte.² Constantin I. konnte also nicht „Arianer geworden“ sein, wie es Maraval ausdrückt, da es gar keine Gruppe gab, die sich unter dieser Bezeichnung zusammengefunden hatte. Diesem „gotischen Arianismus“ fehlt jegliche positive Definition, der Begriff dient lediglich als Etikett. Eine präzise inhaltliche Bestimmung des gotischen Christentums ist jedoch möglich und daher auch geboten – es wird zu zeigen sein, dass sich die homöische Theologie Ulfilas unter den Goten durchsetzte, weil er mit seiner Bibelübersetzung hierfür Voraussetzungen geschaffen hatte, während andere christliche Gruppen marginalisiert wurden. Es hat sich also keineswegs in Gestalt des „gotischen Arianismus“ ein „arteigenes Christentum“ der Goten oder Germanen durchgesetzt,³ weil es zu einem wie auch immer gearteten Volkscharakter gepasst hätte. Vielmehr ist gut nachvollziehbar, welche Kette von spezifischen historischen Umständen zur Annahme gerade des ulfilanischen Credo geführt hat.

2. Die Religion erfüllte im 5. und 6. Jahrhundert für die Westgoten eine klar definierte identitätsstiftende Funktion, das gotische Christentum wurde ausdrücklich als *lex Gothorum* bezeichnet. Daher war keine theologische Auseinandersetzung mit dem nicaenischen Glauben der Bevölkerungsmehrheit in Gallien oder auf der Iberischen Halbinsel notwendig. Aus diesem Grund gab es auch weder Religionsgespräche noch den Versuch, das gotische Christentum im eigenen Herrschaftsgebiet allgemein verbindlich zu machen und auch bei Nichtgoten durchzusetzen. Daher gewann der theologische Gehalt des gotischen Christentums weder eine besondere Bedeutung, noch kam es zu einer inhaltlichen Weiterentwicklung, die derjenigen der lateinischen, griechischen oder auch syrischen Kirche vergleichbar wäre: Noch das Christentum des Königs Leovigild (568–586) entsprach dem Alarichs († 411), der zur ersten Generation westgotischer Christen auf Reichsboden gehörte.

Während der gotischen Christenverfolgung (369–372) waren von der heidnischen Stammesobrigkeit der Terwingen alle christlichen Konfessionen ohne Unterschied mit dem gleichen Argwohn beobachtet worden. Allein das Faktum der Abwendung von der traditionellen Stammesreligion und der Hinwendung zum Christentum hatte sie der Kollaboration mit dem Imperium verdächtig und zu Opfern einer politisch motivierten Verfolgung gemacht.

2 Vortrag von P. Maraval, *Constantin est-il devenu arien?*, gehalten am 22. März 2012 auf dem Kongress „Constantinus. El primer Emperador Cristià? Religió i Política al Segle IV“ in Barcelona.

3 Vgl. Brennecke (2002) 310–329.

Und auch unter den veränderten Bedingungen des 5. und 6. Jahrhunderts, als das Christentum die Stammesreligion der Goten geworden war, war es für seine identitätsstiftende Wirkung wichtiger zu wissen, dass es gegenüber dem nicaenischen Christentum Bekenntnisunterschiede gab, als die Unterschiede genau erläutern zu können.

Diese Annahme stützt sich auf die vergleichende Betrachtung christologischer Dispute innerhalb des Reichs, die leicht und rasch auf Gesten oder Schlagworte reduziert und dann handgreiflich geführt werden konnten. Insbesondere Konflikte zwischen christlichen Gemeinden unterschiedlichen Bekenntnisses wurden dabei härter und emotionaler ausgetragen als der Gegensatz zu den Altgläubigen.⁴ Welche signifikanten Unterschiede es im Ritus dieser Gruppen gegeben hat, ist jedoch diskussionswürdig. Die unleugbare dogmatische Differenz, die sich im Credo manifestierte, wurde von der Mehrheit der Christen wahrscheinlich nicht hinterfragt – so dürften die einfachen, auf Vokabeln reduzierten Anathematisierungen zu verstehen sein, die sich überall finden lassen: Als auswendig zu lernende Warnzeichen, die einen Andersgläubigen (also: Falschgläubigen) erkennbar machten, ohne sich mit dessen Glauben inhaltlich auseinandersetzen zu müssen. Die qualitative Bewertung dieser Positionen, die nur aus einer detaillierten inhaltlichen Auseinandersetzung heraus erfolgen kann, wurde dagegen dem jeweiligen Bischof der Gemeinde überlassen.

Diese Abgrenzung einer Gemeinde gegenüber anderen manifestierte sich im Fall der Goten zunächst sprachlich: Um das Jahr 400 wurde ihnen in Constantinopel sowohl nicaenischer als auch homöischer Gottesdienst in ihrer Muttersprache angeboten; die Grundlage für die Institutionalisierung der westgotischen Kirche bildete die Bibelübersetzung Ulfilas. Damit wurde zugleich dessen Glaubensbekenntnis zum gotischen Credo. Und je mehr sich später andere Unterschiede zwischen Römern und Goten verwischten, desto stärker stellten Onomastik und die demonstrative Alterität des religiösen Bekenntnisses zentrale Konstituenten der gotischen Identität dar.

Beide Aspekte, die klare inhaltliche Definition und die funktionale Analyse, sind jeweils für sich lohnende Studienobjekte. Zusammengeführt in einer Untersuchung versprechen sie neue Einsichten über die Genese und das Wirken des gotischen Christentums, dessen zeitliche Ausdehnung sich mit den historischen Persönlichkeiten Ulfila (ca. 311–381/383) und Rekkared (596–601) begrenzen lässt, Bischof und König, die 300 Jahre nacheinander wirkten.

1.3 GLIEDERUNG DER ARBEIT

Das erste Kapitel untersucht die Vorgeschichte der Goten (2 Wer waren die Goten?, ab S. 23). Diese ist weit weniger klar, als der Bericht der *origo gentis* vorgibt: Die literarischen Quellen und der archäologische Befund widersprechen sich. Jordanes parallelisierte die gotische Auswanderung aus Scandia mit Erzäh-

4 Vgl. Clauss (2010 b) 143–144; Clauss (2013) 117–125.

lungen aus der Bibel, während die archäologischen Funde, die einen Hinweis auf frühe Phasen der gotischen Geschichte geben können, aus dem 1. Jahrhundert stammen. Deshalb ist es notwendig, über das Verhältnis der materiellen Kulturen, die aufgrund archäologischer Funde definiert werden,⁵ zu den literarisch überlieferten Stammes- und Völkernamen nachzudenken. Die Forschungsergebnisse von Reinhard Wenskus zur „Stammesbildung“ und von Herwig Wolfram zur „Ethnogenese“ stellen hierfür die theoretisch-methodische Grundlage dar. Damit lassen sich die Goten des 4. Jahrhunderts als klar umrissene Großstämme (Terwingen und Greutungen) im Donau- und Schwarzmeerraum recht konkret fassen.

Das Christentum verbreitete sich unter den Goten in der Anfangsphase des 4. Jahrhunderts. Um diese Entwicklung adäquat konturieren zu können, erfolgt eine Darstellung der Beziehungen zwischen dem Römischen Reich und den Terwingen in den Jahren vor dem Donauübertritt 376 (3 Die Terwingen im 4. Jahrhundert, ab S. 47). Markante Daten sind hier die zwei Goten-*foedera* Constantins I. (332) und Valens' (369). Constantins Regelung der Verhältnisse hatte für eine Generation weitgehende Stabilität zur Folge, die ihren Niederschlag vor allem in einer Intensivierung der Handelsbeziehungen fand. Der Dynastiewechsel im Reich hatte jedoch spürbare Folgen über die Grenzen hinaus, denn Valens vertrat eine merklich aggressivere außenpolitische Linie, die Vertragsbedingungen seines *foedus* bewirkten Veränderungen in den römisch-gotischen Beziehungen, die faktisch einer Abschottung des Reichsgebiets gleichkamen. Der verringerte Umfang der diplomatischen Kontakte wirkte sich direkt auf die Informationen aus, über die das Römische Reich aus dem Gotenland verfügte, und schränkte zugleich die zur Verfügung stehenden Mittel zur Einflussnahme deutlich ein. Ein Resultat der eingeschränkten Kontakte war eine Destabilisierung der etablierten Stammesgesellschaft, die seit 332 auf eine Kooperation mit dem Reich hin ausgerichtet gewesen war. Die gotische Christenverfolgung, die nach dem *foedus* von 369 durchgeführt wurde, ist ein Indiz für die Erschütterung der traditionellen gotischen Stammesgesellschaft. Valens glaubte offenbar, dass eine schwache terwingische Führung Vorteile für Rom haben werde. Es war jedoch gerade diese, noch nicht wieder gefestigte Stammesgesellschaft, die 375/376 von den Hunnen überrannt wurde.

Die entscheidenden Schritte zur Herausbildung eines gotischen Christentums erfolgten im 4. Jahrhundert (4 Ulfila und das gotische Christentum, ab S. 69). Ähnlich wie im Imperium gab es auch auf dem Gebiet der gotischen Stammesgesellschaft ein Nebeneinander unterschiedlicher Religionen, unter ihnen mehrere christliche Konfessionen: Die gotischen nicaenischen Christen unterhielten enge Beziehungen zu Kirchenvertretern ins Reich. Den homöischen Christen um Ulfila ist die Verschriftlichung der gotischen Sprache und die Übersetzung der Bibel aus dem Griechischen ins Gotische zu verdanken. Im Gotenland nördlich der Donau blieb das Christentum stets ein Minderheitenphänomen. Die Relevanz der dortigen Gemeinden und ihrer Glaubensinhalte ergibt sich erst aus der Nachwirkung der Leistungen der Ulfila-Gemeinde: Diese auf Reichsgebiet vertriebene Gruppe schuf die institutionellen und kulturellen Grundlagen, die später eine

5 Vgl. Brather (2001) 442–452, darin „§ 4 Archäologische Kultur“, 446–451.

Übernahme des homöischen Christentums durch die Westgoten ermöglichten. Zu einem vollständigen Überblick über das gotische Christentum gehört daher auch die Betrachtung der Situation der ersten gotischen Christen.⁶

Der Donauübertritt der Terwingen im Sommer 376 wurde bereits von den Kirchenhistorikern der Spätantike mit dem Übertritt zum Christentum direkt verknüpft (5 Von Adrianopel bis Toulouse, ab S. 129). Hier wurde die homöische christliche Konfession des römischen Kaisers Valens direkt mit der für eine spätere Zeit belegten Tatsache verbunden, dass die Westgoten ein homöisches Christentum angenommen haben. Die entsprechenden Berichte sind jedoch weder in sich noch untereinander schlüssig. Stattdessen werden sowohl eine alternative Datierung der Konversion der Westgoten als auch ein anderes Erklärungsmodell als die explizite Aussage der Quellen, die Goten seien aus purer Dankbarkeit Kaiser Valens gegenüber Christen geworden, angeboten. Um das plausibel machen zu können, ist eine Darstellung der politisch-militärischen Umstände des Donauübertritts, der Schlacht von Adrianopel 378, des theodosianischen *foedus* von 382 und der weiteren Veränderungen in einem Jahrzehnt der Ansiedlung und etwa drei Jahrzehnten der Migration innerhalb des Reichs erforderlich. In dieser Phase bildeten sich aus einer Ansammlung von Terwingen, greutungischen Goten und anderen die Westgoten heraus. Ein zentrales Element ihrer Identität war das Bekenntnis zu einem nicht-nicaenischen Christentum.

Ein Exkurs über die Situation der Goten in Constantinopel um das Jahr 400 soll verdeutlichen, welche Dynamik den römisch-gotischen Beziehungen inne wohnte (6 Exkurs: Constantinopel und die Goten, ab S. 177). In der östlichen Hauptstadt lebte eine Minderheit von einigen Tausend Goten, die in die gewalttätige Niederschlagung einer militärischen Revolte gotischer Truppenteile der römischen Armee hineingezogen wurde. Der Sieg über diese gotischen Förderaten erfolgte erst, nachdem die Bürger von Constantinopel sich gegen die Goten erhoben hatten – sie machten dabei keinen Unterschied zwischen aufständischen gotischen Soldaten und den gotischen Einwohnern Constantinopels, sondern gingen gewaltsam gegen alle Goten vor, derer sie habhaft werden konnten, und verbrannten viele von ihnen in einer Kirche.

Die in der östlichen Reichshauptstadt lebenden Goten haben zuvor Beziehungen zu den Kleingoten unterhalten, also den Nachkommen der Ulfila-Gemeinde. Sie hatten an theologischen Streitigkeiten innerhalb der homöischen Reichskirche teilgenommen und waren auf Veranlassung des Johannes Chrysostomos sogar durch nicaenischen Gottesdienst in gotischer Sprache umworben worden.⁷

Nach ihrer etwa vierzigjährigen Wanderung durch die Kerngebiete des westlichen Imperiums wurden die Westgoten im Jahr 419 durch den *magister militum* Constantius, den späteren Kaiser Constantius III., in der Provinz Aquitania II angesiedelt (7 Toulouse – Die Westgoten in Gallien, ab S. 195). Sie sollten hier fast

6 Eine zentrale Quelle zur gotischen christenverfolgung der Jahre 369–372, die *Passio S. Sabae Gothi*, ist im griechischen Original und Übersetzung im Anhang abgedruckt, s. u. S. 263 ff.

7 Der spätere ostgotische Einfluss in Constantinopel wird in dieser Arbeit keine Rolle mehr spielen.

90 Jahre lang, bis zur Niederlage gegen die Franken an der Vouillé (507), eine Territorialherrschaft errichten können, die ihr Zentrum in Tolosa (Toulouse) hatte. Die Westgoten waren als *foederati* abkommandiert worden, um wichtige Gebiete Galliens gegen Erhebungen von Bagauden abzusichern. Die rechtliche Grundlage der Ansiedlung der Goten war die *hospitalitas*, was ihnen eine starke Motivation gab, jeglicher Bedrohung durch die Bagauden entgegenzutreten. Diese Aufgabe, die regionalen Großgrundbesitzer Aquitaniens vor sozialen Unruhen durch entwurzelte Landarbeiter zu schützen, haben die Westgoten erfüllt. Sie erwarben sich jedoch rasch ein hohes Maß an Unabhängigkeit vom Imperium Romanum. Das Föderatenverhältnis der Goten zu Rom hat zwar grundsätzlich weiter Bestand gehabt, unter dieser Voraussetzung stellten sie beispielsweise Soldaten für die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (451). Die konkrete Ausgestaltung der römisch-gotischen Beziehungen wurde aber durch wechselseitige Aggression von begrenztem Umfang, wie etwa die wiederholte Belagerung von Arelate (Arles), stets neu ausgehandelt. Bereits vor dem Ende des Weströmischen Reichs 476 war es unter dem König Eurich faktisch zur Autonomie des Westgotenreichs gekommen. Diese Autonomie ist zu keinem unkontrollierten Vorgehen gegen die gallo-römischen Aristokraten oder zu deren vollständiger Enteignung genutzt worden, die westgotischen Adligen scheinen im Gegenteil sogar die Lebensweise der gallo-römischen Eliten angenommen zu haben. Diese Annahme vermag zu erklären, warum die Anwesenheit der Westgoten in Gallien archäologisch nicht nachgewiesen werden kann, obwohl die literarischen Quellen daran keinen Zweifel zulassen.

Für die gotischen Adligen bedeutete die Angleichung der Lebensumstände an gallo-römische Vorbilder eine klare Verbesserung. Dennoch mussten sie natürlich als Westgoten erkennbar bleiben, diese Zugehörigkeit legitimierte ihren Anspruch auf einen Anteil an der Herrschaft und an der Kontrolle des Landbesitzes. Deshalb kam es zu einem dezidierten Festhalten am homöischen Christentum als spezifischem Merkmal der gotischen Identität. Autoren des 6. Jahrhunderts wie Gregor von Tours in seinen *Historiarum Libri Decem* sollten aus diesem Festhalten am abweichenden, homöischen Christentum einen stark ausgeprägten Gegensatz zwischen den katholischen Franken und den „arianischen“ Westgoten konstruieren, um so die gotische Niederlage an der Vouillé (507) erklären zu können: Der rechtgläubige Chlodwig habe den Häretiker Alarich II. mit Gottes Hilfe besiegt. Chlodwig hatte nämlich bereits zuvor bei Tolbiacum (Zülpich) im Kampf gegen die Alamannen Gott als Schlachtenhelfer angerufen und sich nach seinem Sieg zum katholischen Christentum bekannt. Tatsächlich beruhte die fränkische militärische Überlegenheit, der die Westgoten nichts entgegenzusetzen hatten, wohl auf der Abwanderung größerer gotischer Gruppen auf die Iberische Halbinsel während der 90-er Jahre des 5. Jahrhunderts, deren Kampfkraft bei der Verteidigung gegen Chlodwig fehlte.

Nach dem Tod Alarichs II. im Kampf gegen Chlodwig gelang es Alarichs Schwiegervater Theoderich dem Großen, dem König der Ostgoten, im Namen seines unmündigen Enkels Amalarich auch die Regierung über die Westgoten zu übernehmen (Toledo – Das spanische Westgotenreich bis zur Konversion Rekkareds, ab S. 219). In Gallien hatte lediglich die gotische Herrschaft über die

Provinz Septimania gegen die Franken behauptet werden können, so dass der Schwerpunkt des westgotischen Territoriums sich unweigerlich auf die Iberische Halbinsel verschieben musste. Seit der Mitte des 6. Jahrhunderts war Toletum (Toledo) die Hauptstadt und das Zentrum ihres neuen Herrschaftsbereichs geworden. Die Nachfolger Theoderichs des Großen, die hispanischen Könige der Westgoten, etablierten ein Königreich, das bis zur Eroberung durch die islamischen Berber im Jahr 711 Bestand haben sollte. Im Jahr 589 kam es zur wichtigsten Veränderung, die dieses Königreich erlebte. König Rekkared beseitigte den konfessionellen Gegensatz zwischen den homöischen Goten und der Bevölkerungsmehrheit der katholischen Hispanier, indem er die Konversion der Goten zum Katholizismus anordnete. Zuvor hatte Rekkareds Vater Leovigild den Versuch unternommen, alle seine Untertanen im homöischen Glauben zu vereinen, und war damit gescheitert. Rekkared setzte den Konfessionswechsel zu seinen Bedingungen durch und stärkte langfristig sein Königtum beträchtlich – die Konversion löste zwar drei Adelsrevolten aus, deren eigentliche Ursachen jedoch lokale Machtkonflikte waren. Rekkared konnte von der Integration der zwei bisher getrennten Eliten des Westgotenreichs profitieren, der gotischen und der hispanischen Aristokratie.

Mit dem persönlichen Übertritt Rekkareds zum Katholizismus, an den sich die Konversion der Westgoten anschloss, endete nach fast 300 Jahren eine gotische Besonderheit, nämlich ihr abweichendes Christentum. Die vorliegende Arbeit wird herausarbeiten, welche Ursprünge dieses Bekenntnis hatte, wie der dogmatische Gehalt des Bekenntnisses ausgesehen hat, wodurch es fester Bestandteil der westgotischen Identität wurde und nicht zuletzt, warum es 589 entbehrlich wurde.

1.4 FORSCHUNGSBERICHT

Der französische Historiker Piganiol beendete sein Buch *L'Empire chrétien* (1947) mit einem apokalyptischen Bild vom Tod der römischen Zivilisation, einer Metapher, die sichtlich der noch stark empfundenen Kriegserfahrung des 2. Weltkriegs geschuldet ist. Seine These – er postulierte die nicht nur ursächliche, sondern bewusst-schuldhaftige Verantwortung der germanischen Stämme des 4. und 5. Jahrhunderts am Untergang des Römischen Reichs, die sich trotz jahrhundertelangen Kontakts nicht zivilisiert hätten⁸ – war beeinflusst vom Miterleben der zweiten deutschen Invasion Frankreichs (1940) binnen dreier Jahrzehnte aus französischer Perspektive.⁹ Piganiol machte Nachkriegsdeutschland denselben Vorwurf wie den Germanen: Hatten sich vor 1.500 Jahre die Germanen der Zivilisation des Imperiums verschlossen, so hatten sich auch die Deutschen des 20. Jahrhunderts in der Zwischenkriegszeit der westeuropäischen Zivilisation gar nicht angenähert.

Piganiols These markiert eine Extremposition in der Deutung der Spätantike, die, einer Untergangsthese gleich, ein abruptes Ende des Römischen Reichs in

8 Vgl. Piganiol (1947) 464, 466.

9 Vgl. zu dieser Interpretation von Piganiols Thesen Ward-Perkins (2006) 173–174.

Westeuropa konstatiert und den katastrophalen Verlust der meisten zivilisatorischen Errungenschaften auf einen brutalen Kampf zwischen Römern und Germanen zurückführt.

Dem steht die wissenschaftsgeschichtlich jüngere These von einer Transformation des Imperiums gegenüber. Dieses Erklärungsmodell geht davon aus, dass ein Bündel von Veränderungsprozessen die Institutionen des römischen Staates der hohen Kaiserzeit, den Aufbau der Gesellschaft sowie Kultur und Religion im Verlauf von Jahrhunderten grundlegend neu gestaltete. Diese Veränderungen seien jedoch *grundsätzlich* von Kooperation zwischen romanisierten Provinzialen und Römern auf der einen und germanischen Neuankömmlingen auf der anderen Seite geprägt gewesen. Stellvertretend für diese Position ist das EU-geförderte Forschungsprojekt „The Transformation of the Roman World“ zu nennen.¹⁰ Während Piganiols Deutung in der Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts wurzelt und sich auf Gibbon zurückführen lässt,¹¹ geht die These von der Transformation dagegen von Dopsch und Pirenne aus, die im frühen 20. Jahrhundert wirkten.¹²

Die Transformationshypothese speiste sich aus zwei Quellen: Zum einen den Ergebnissen der Erforschung der Religionsgeschichte, indem Entwicklung und Ausbreitung des Christentums betrachtet wurden.¹³ Zum anderen, indem die „Ethnogenese“ der frühmittelalterlichen *gentes* in den Fokus rückte. Betrachtet man die Geschichte des 3. bis 8. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung des Christentums, so belegen die Quellen tatsächlich ein hohes Maß an Kontinuität.¹⁴ Zu einem vergleichbaren Befund der Kontinuität gelangten die Mediävisten, die den Ursprüngen der mittelalterlichen Völker nachgingen. Die bahnbrechenden Ansätze Wenskus¹⁵ haben zu Recht mit der Fiktion einer auf gemeinsamer Abstammung basierenden Blutsgemeinschaft endgültig aufgeräumt. Seine Ergebnisse verbanden die Franken, Burgunder und auch die Goten des 6. und 7. Jahrhunderts in Spanien fest mit der klassischen Antike. Die Ethnogenese der genannten Völker stellte sich demnach als ein Jahrhunderte lang andauernder Prozess dar, der hergebrachte Epochengrenzen zwischen Antike und Mittelalter überbrückte.¹⁶

Ein breites Spektrum an Zwischenpositionen trennt die hier skizzierten extremen Ansätze zur Deutung der Spätantike, die These vom Untergang einerseits beziehungsweise von der Transformation andererseits.¹⁷ Beide Positionen haben

10 Pohl (1997).

11 Gibbon (1776–1788).

12 Dopsch (1923); Pirenne (1937).

13 Bis zur Erwähnung Peter Browns als dem Hauptexponenten dieser stark religionsgeschichtlich ausgeprägten Herangehensweise verdankt der Verfasser die Gegenüberstellung, insbesondere die Piganiols mit dem Projekt „The Transformation of the Roman World“, Ward-Perkins (2006).

14 Brown (1971); Bowersock & Brown & Grabar (1999).

15 Wenskus (1977); die erste Auflage erschien 1961.

16 Vgl. die gelungene Zusammenstellung einschlägiger neuester Aufsätze zur Methodendiskussion bei Noble (2006).

17 Eine Übersicht der großen Entwürfe über das Ende der Antike geben Christ (1970) und Demandt (1984).

ihre eigene Berechtigung, die meisten Forschungsergebnisse sind jedoch ohnehin zwischen diesen Extremen einzuordnen.

Zur römischen Sicherheitspolitik sind die Arbeiten von Stallknecht,¹⁸ sowie von Wanke¹⁹ und Gutmann heranzuziehen.²⁰ Zum constantinischen Gotenfoedus des Jahres 332 bietet Barceló Quellen, Kontext und Analyse.²¹ In diese Reihe ist noch die neue Gesamtdarstellung Lenskis zu Valens zu stellen. Lenski kommt in seinem Schlusskapitel zu einer ausgewogenen Darstellung der sich aus *push*- und *pull*-Faktoren zusammensetzenden Motivation der Goten zum Donauübergang.²²

Trotz ihrer deutlich nationalistischen, wenn nicht nationalsozialistischen, Tendenz finden die Studien Schmidts²³ und Gieseckes²⁴ noch immer Verwendung in der deutschsprachigen Forschung, mit der gebotenen Vorsicht auch in dieser Arbeit. Eine gelungenere Textausgabe des Auxentius-Briefes als Giesecke gibt Kauffmann.²⁵

In den 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts hat Klein eine Reihe von einflussreichen Artikeln zum gotischen Christentum vorgelegt, ihm ist seine Überbewertung der Rolle Ulfilas vorzuwerfen.²⁶ Unter den gleichzeitigen englischen Autoren ist Thompson hervorzuheben. Seine Monographie zu Ammianus Marcellinus und die Aufsätze zur gotischen Geschichte sind nur in wenigen Detailfragen tatsächlich überholt.²⁷

In drei Forschungsberichten fasste Barbara Scardigli die Ergebnisse zu den Goten seit dem 2. Weltkrieg bis 1975 zusammen,²⁸ der zeitliche Schwerpunkt ihres Überblicks liegt auf dem 3. und 4. Jahrhundert. Ferreira bietet in mittlerweile vier Berichten Zugang zur Forschung über die Geschichte der Westgoten in Gallien und Spanien.²⁹

Das deutschsprachige Standardwerk zur gesamten Geschichte der Goten stellt seit 1979 Wolframs Monographie „Die Goten“ dar.³⁰ Das Buch fasst zahlreiche Publikationen Wolframs zu Spezialfragen zusammen, unter anderem zur Verfassung der Terwingen und der Westgoten. Hier steht, ausgehend vom Bibelgotischen, das Verhältnis zwischen *reiks* und *thiudans*, das heißt zwischen *rex* und *iudex*, im Vordergrund. Wolframs Veröffentlichungen sind auch für die Interpretation der wiederholten Versuche einer dauerhaften Ansiedlung der Goten auf

18 Stallknecht (1969).

19 Wanke (1990).

20 Gutmann (1991).

21 Barceló (1981).

22 Lenski (2002); vgl. 321–367 zum Donauübergang der Goten und zu Adrianopel.

23 Schmidt (1969), unveränderter Nachdruck der 2. Auflage von 1941.

24 Giesecke (1939).

25 Kauffmann (1899).

26 Zwei Artikel sind hervorzuheben: Klein (1952) 116–152; Klein (1960) 34–51.

27 Thompson (1947); Thompson (1963) 105–126; Thompson (1966).

28 Scardigli (1976) 200–285; Scardigli (1979) 255–340; Scardigli (1982/1983) 355–433.

29 Ferreira (1988); Ferreira (2006); Ferreira (2008); Ferreira (2011).

30 Wolfram (2001).

dem Boden des Reichs maßgeblich,³¹ sie sind durch Beiträge von Thompson und Krieger zu ergänzen.³²

Aus Wolframs Wiener Schule stammt die wichtige prosopographische Studie von Schwarcz über die Goten im Reichsdienst, eine leider unpublizierte Dissertation.³³ Gemeinsam mit dem Rechtshistoriker Chrysos hat Schwarcz einen Sammelband zur Ansiedlung von Barbaren auf Reichsboden herausgegeben.³⁴ In diesem Zusammenhang ebenfalls zu nennen ist eine neuere Studie Schwarcz' zum Übertritt der Terwingen zum Christentum, die allerdings nichts über Heather hinausgehendes bietet.³⁵

Ebenso wie Schwarcz arbeitet von Haehling prosopographisch, er untersucht die Religionszugehörigkeit römischer Amtsinhaber im 4. Jahrhundert.³⁶ Zu den Konflikten um den gotischen *magister militum praesentalis* Gainas liegt die Studie von Albert vor.³⁷ Den Hintergrund der Revolte des Gainas liefert das rhetorische Werk des Synesios von Kyrene, welches Hagl interpretiert.³⁸

Heather hat seit 1986 eine ganze Reihe von Veröffentlichungen zum Thema vorgelegt. Nach zwei Monographien³⁹ und einem Quellenband⁴⁰ zu den Goten liegt jetzt auch seine Deutung des Untergangs des Römischen Reichs vor.⁴¹ Hervorzuheben ist Heathers Aufsatz zur Datierung der Annahme des Christentums durch die Terwingen,⁴² der gegen Rubin⁴³ und Schwarcz⁴⁴ den Sommer 376 als Datum vertritt, eine Positionierung, der die vorliegende Arbeit nicht folgt.

Zu den Bedingungen des Vertrags zwischen Theodosius I. und den Goten aus dem Jahr 382 sind Ausbüttel⁴⁵ und Errington heranzuziehen.⁴⁶ Ausbüttel führt aus, es müsse sich um eine *deditio* gehandelt haben, kein *foedus*, da dieses zwei völkerrechtlich souveräne Partner voraussetze, was die Goten im Falle einer Ansiedlung auf Reichsboden nicht mehr gewesen seien. Errington vertritt dagegen einen pragmatischen Standpunkt und betont die durchaus prekäre Lage des Reichs beim Abschluss des Vertrages.

31 Zur Verfassung Wolfram (1975 a) 1–32; Wolfram (1975 b) 289–324 sowie Wolfram (1976) 239–261; zur Ansiedlung Wolfram (2004) 11–35. Alle genannten Studien sind neuerdings überarbeitet wiederabgedruckt in: Wolfram (2005) 66–113 (Verfassung), 174–206 (Ansiedlung).

32 Thompson (1956); Krieger (1992).

33 Schwarcz (1984).

34 Chrysos & Schwarcz (1989). Darin sticht hervor Chrysos (1989) 13–23.

35 Schwarcz (1999) 447–472.

36 von Haehling (1978).

37 Albert (1984).

38 Hagl (1997).

39 Heather (1991); Heather (1996).

40 Heather & Matthews (1991).

41 Heather (2005).

42 Heather (1986) 289–318.

43 Rubin (1981) 34–54.

44 Schwarcz (1999) 447–472.

45 Ausbüttel (1988) 604–613.

46 Errington (1996 b) 1–27.

Zwei neuere Gesamtdarstellungen der westgotischen Geschichte erleichtern den Zugang zum Thema, wobei Sanz' spanische Perspektive merklich von der konzeptionell eher traditionellen Studie Kampers' abweicht.⁴⁷ Die scheinbar aktuellste französische Darstellung von Teillet stellt dagegen nur einen weitgehend unveränderten Nachdruck der Erstauflage von 1984 dar.⁴⁸ Den einflussreichsten neueren Beitrag zur Erforschung der Motive, welche die Germanen der Völkerwanderungszeit zur Konversion zum Christentum bewogen, stellt die Dissertation von König dar, die leider etwas abseitig erschienen ist.⁴⁹

Wichtige Quellen zum frühen Christentum unter den Goten sind durch den Bollandisten Delehaye in ihrer noch immer gültigen textkritischen Form herausgegeben worden.⁵⁰ In der gleichen Zeitschrift findet sich auch ein bedeutender französischer Artikel von Mansion zum Christentum der Goten.⁵¹ Die zentralen Quellen sollen im Verlauf der Arbeit jeweils kurz vorgestellt werden.

47 Sanz Serrano (2009); Kampers (2008).

48 Teillet (1984). Der Nachdruck von 2011 ist unverändert geblieben.

49 König (2008).

50 Delehaye (1912) 161–300.

51 Mansion (1914) 5–30.

2 WER WAREN DIE GOTEN?

„*Le barbare, c'est d'abord l'homme qui croit à la barbarie.*“
„Denn ein Barbar ist ja vor allem derjenige, der an die Barbarei glaubt.“

CLAUDE LÉVI-STRAUSS, *Race et Histoire*

Vor der Erklärung des Wandlungsprozesses, den die Goten durch den jahrzehntelangen Kontakt zum Imperium Romanum und insbesondere zum Christentum durchliefen, gilt es zunächst zu klären, wer die Goten waren, wo sie herkamen und welche kulturellen, technologischen und politischen Voraussetzungen sie mitbrachten. In diesem Kapitel erfolgt also eine Darstellung der Vorgeschichte der Goten, eine detailliertere Analyse ist erst für das 4. Jahrhundert möglich, da ab diesem Zeitpunkt zeitgenössische Quellen zur Verfügung stehen.

Literarische Quellen und archäologische Funde müssen gleichermaßen herangezogen werden, um sich ein wissenschaftlich stichhaltiges Bild von der gotischen Vorgeschichte machen zu können. Das methodische Rüstzeug hierzu bildet das in seiner heute gängigen Form auf Wolfram zurückgehende Konzept der Ethnogenese. Wolfram bezieht sich auf den Begriff der „Stammesbildung“ von Wenskus. Gemäß Bierbrauers Forderung wird in diesem Kapitel jedoch bis hin zur abschließenden Synthese eine „strikte Trennung zwischen archäologischer und historischer Beweisführung“ vorgenommen.⁵²

2.1 ETHNOGENESE

Als das derzeit akzeptierte Erklärungsmodell für die Herausbildung von Völkern oder Stämmen ist klar die Ethnogenese zu nennen. Sie erklärt die Bildung eines neuen Stammesverbands durch die Anziehungskraft eines (namengebenden) „Traditionskerns“, an den Zeitgenossen Anschluss suchen und erhalten. In einem gegenseitigen Akkulturationsprozess entsteht eine gemeinsame, neue Identität, die sich unter anderem in einer gemeinsamen *origo*-Erzählung niederschlägt. Genetische Verwandtschaft spielt innerhalb dieses Modells keine Rolle mehr. Dagegen werden Habitus, Sprache und Religion betont, nicht nur als Ausdruck von Gemeinsamkeit mit anderen oder als Ausdruck der Abgrenzung gegenüber anderen, sondern als Mittel, der neuen Gruppe überhaupt ein Gefühl von Gemeinschaft zu geben. Das bedeutet für die hier betrachtete Epoche, dass „Völkerwanderung“ nicht gleichzusetzen ist mit diversen, hunderttausende Mitglieder zählenden endogamen Verbänden, die durch Europa zogen. Ausgehend von der Erörterung der Erzählperspektive und Darstellungsmethode der Quellen werden hier kurz sieben

52 Bierbrauer (1994) 52.

unterschiedliche, in der Forschung vertretene Modelle vorgestellt, die zur gerade skizzierten Ethnogenese hinführen. Durch eine Akzentverschiebung, die den nicht abgeschlossenen, ergebnisoffenen und prozessualen Charakter der Ethnogenese betont, sollen die bisherigen Überlegungen erweitert werden.

Unsere Kenntnisse von der Spätantike und unsere Vorstellungen von der Völkerwanderung basieren auf den zeitgenössischen Schriftquellen. Deren Autoren waren klar ihrer Zeit verhaftet, dachten in anderen als den heutigen, modernen Kategorien und verwendeten topische Erklärungsmuster älterer, kanonischer Autoren (Tacitus, Ptolemaios) zur Beschreibung der Phänomene ihrer eigenen Zeit. Nach dem Verständnis heutiger Geschichts- oder gar Sozialwissenschaft⁵³ schrieben sie klar vorwissenschaftlich.

Insbesondere gebrauchten sie einen naiven Volksbegriff. Dieser wurzelte in einem gewissermaßen ewigen, unveränderlichen Barbaren-Begriff,⁵⁴ der beispielsweise in der Aussage gipfelt, die skythischen Barbaren änderten manchmal ihren Namen, um die Einwohner des zivilisierten Imperiums zu verwirren, tatsächlich handele es sich jedoch stets um neue Generationen derselben nomadischen Barbaren.⁵⁵ Daher werden insbesondere die topischen Merkmale früherer literarischer Beschreibungen von jüngeren Autoren auch durchaus bewusst aufgegriffen.⁵⁶

Insofern referieren die antiken und spätantiken Autoren einige Kriterien, nach denen sie barbarische Völker gruppieren: Sprache, Aussehen, Kleidung, Sitten, geographische Herkunft. Dabei kommt es zu Widersprüchen, sowohl innerhalb einzelner Berichte wie auch zwischen unterschiedlichen Darstellungen.⁵⁷ Sie benutzen ἔθνη, *gentes*, *nationes* als Begriffe, die bereits *a priori* existiert haben, keiner Erklärung bedürfen und keinem Wandel unterliegen. Weder erfuhren die

53 Vgl. Runkel (2002).

54 Vgl. Maenchen-Helfen (1973) 5–9.

55 Maenchen-Helfen (1973) führt hierzu Synesios, de regno 15, 43–51, an: ἀλλ' ἐκεῖνοί γε οὐκ ἀποτειχίζοντες τὴν οἰκίαν εἰργον οὔτε τοὺς Ἀσιανοὺς οὔτε τοὺς Εὐρωπαίους βαρβάρους, ἀλλ' οἷς ἐποίουν, ἐκείνους ἐνουθέτουν τὴν σφετέραν ἀποτειχίζειν, θαμὰ διαβαίνοντες τὸν Εὐφράτην ἐπὶ τὸν Παρθυαῖον, τὸν δὲ Ἰστρον ἐπὶ τὸν Γέτην τε καὶ Μασσαγέτην. οἱ δ' οὖν ἕτερα ἀντι τούτων ὀνόματα θέμενοι, ἕτεροι δὲ αὐτῶν καὶ τὰ πρόσωπα τέχνη παραποιήσαντες, ἵνα δὴ δοκοῖη γένο ἄλλο νέον τε καὶ ἀλλόκοτον ἐκφῦναι τῆς γῆς – „Now it was not by walling of their own house that the former rulers prevented the barbarians either of Asia or Europe from entering it. Rather by their own acts did they admonish these men to wall of their own by crossing the Euphrates in pursuit of the Parthians, and the Danube in pursuit of the Goths and Massagetae. But now these nations spread terror amongst us, crossing over in their turn, assuming other names, and some of them falsifying by art even their countenances, so that another race new and foreign may appear to have sprung from the soul.“

56 Vgl. zur Diskussion Dauge (1981) 576; Lund (1990); vom See (1994).

57 Sprache: Cass. Var. 4, 2, 4; Jord. Get. 58; 133; Priskos frg. 28; Aussehen: Amm. 31, 2, 2; 31, 2, 5–6; Jord. Get. 24; Prokop. bell. Got. 3, 2, 3–5; 7, 14, 22–29; Kleidung, Sitten: Amm. 31, 2, 4–7; 31, 2, 10; Maurikios 11, 3; Prokop. bell. got. 3, 2, 2–5; Geographische Herkunft: Amm. 31, 2, 16–17; Agathias 1, 2; Jord. Get. 17; 31; 58; Prokop. bell. got. 8, 5, 5; Sid. Apoll. carm. 7, 372–373. Für die hier angeführten und weitere Beispiele vgl. Wagner (1999) 148 und passim.

Kategorien „Volk“, „Stamm“ oder ähnliches eine Veränderung, noch traten entscheidende Änderungen in den Charakteristika spezifischer Stämme auf. Deren Beziehungen untereinander werden durch Verwandtschaft beziehungsweise Heiratspolitik erklärt; Nachkommenschaft und Generationenfolge sichern ganz konkret die Kontinuität der Stämme.⁵⁸

Wenn hier die so beschaffene, statische Sicht der antiken Autoren auf barbarische Stämme im Allgemeinen und die Großgruppen der Völkerwanderungszeit im Besonderen als „naiv“ bezeichnet werden kann, soll das keine Disqualifizierung bedeuten. Ihre Vorstellungen sollten von langer Dauer sein. Die ethnographische Perspektive der Antike blieb, im Wesentlichen nicht hinterfragt, noch bis ins 20. Jahrhundert hinein prägend. Dies hatte beispielsweise zur Folge, dass nach der Wiederentdeckung der taciteischen Schriften durch die italienischen Humanisten im 14. Jahrhundert die Deutschen (das heißt: die deutschsprachigen Bewohner des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation) ganz selbstverständlich die Germanen, von denen Tacitus berichtete, als ihre direkten Vorfahren ansahen. Diese Sichtweise wurde selbst von ausgesprochenen Kritikern des deutschen Nationalismus wie Heinrich Heine geteilt und als Faktum hingenommen.⁵⁹

Im 19. Jahrhundert bildeten sich vor diesem Hintergrund die Philologie (als Sprachwissenschaft)⁶⁰ und Archäologie heraus. Beide Disziplinen durchliefen einen raschen Prozess der Professionalisierung, der sich beispielsweise in der Einrichtung von Lehrstühlen institutionell niederschlug. Unter den archäologischen Denkansätzen sollte die folgende Äußerung Kossinnas besondere Wirkung entfalten:

„Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen.“⁶¹

Das nächste Glied in dieser Argumentationskette stellte die Behauptung dar, dass Kontinuität in der archäologisch ergrabenen, materiellen Kultur ethnische Kontinuität beweise.⁶² Das Objekt von Kossinnas Forschungsinteresse waren die germanischen Stämme und ihre mutmaßlichen indogermanischen Vorgänger. Er glaubte, diese anhand von Überresten identifizieren zu können. Aus der Verbindung von eindeutig lokalisierten Funden und der ethnischen Identifikation, also der Zuschreibung der archäologischen Evidenz zu einem literarisch überlieferten Stammes- und Volksnamen, ließen sich damit belastbare Aussagen zu Siedlungsgebieten sowie Wanderungsrouten gewinnen.

58 Die antiken Autoren waren aufmerksam und flexibel genug, sich mit diesem Erklärungsmodell nicht selbst Fesseln anzulegen, wie beispielsweise Agathias belegt, der Asinius Quadratus zitiert: „Die Alamannen sind – wenn man Asinius Quadratus folgen darf, einem Italiker, der die Verhältnisse und Geschichte der Germanen genau beschrieben hat, – ein zusammengewürfeltes Mischvolk, und das drückt auch ihre Benennung aus.“ (Agath. hist., A(I) 6, 3).

59 Vgl. Barceló & Faber (2011) 4–5.

60 Vgl. Fohrmann & Voßkamp (1994); Lelke (2005).

61 Vgl. Kossinna (1920).

62 Vgl. Kristiansen (2000) 20.

Die Grundsätze der von ihm vertretenen Siedlungsarchäologie hatte Kossinna erstmals 1895 vorgetragen. In der zitierten, erstmals 1922 erschienenen Veröffentlichung wehrte er sich gegen seine Kritiker, ohne sich jedoch inhaltlich mit deren Argumenten auseinanderzusetzen.⁶³ Widerspruch und abweichende methodische Überlegungen verhinderten nicht, dass Kossinnas simplifizierende Positionen eine maßgebliche Grundlage zumal der deutschen Ur- und Frühgeschichtsforschung blieb.⁶⁴ Dies verstärkte sich noch erheblich, als Kossinnas „siedlungsarchäologische Methode“ von den Organen des NS-Staates dazu instrumentalisiert wurde, völkische Ideale und Besitzansprüche auf mittel- und osteuropäische Gebiete zu propagieren, die im 2. Weltkrieg besetzt wurden.⁶⁵

Nach dem 2. Weltkrieg kam es weder in den deutschsprachigen Altertumswissenschaften noch in der Ur- und Frühgeschichte zu einer Aufarbeitung von Arbeitsweise, Resultaten oder Rezeptionsgeschichte Kossinnas oder seiner Fortsetzer. Erst der russische Autor Klejn plädierte 1974 dafür, Kossinna nicht mehr länger totzuschweigen, sondern ihn allen Fehlern und aller Vereinnahmung durch die Politik zum Trotz als ‚Klassiker‘ der deutschen ur- und frühgeschichtlichen Archäologie anzuerkennen.⁶⁶ Von den beiden österreichischen Gelehrten, Wenskus und Wolfram, denen seitdem die bedeutendsten methodischen Fortschritte in der Erforschung der germanischen Stämme zu verdanken sind, rezipiert lediglich Wenskus *eine* von Kossinnas Schriften.⁶⁷

Die angesprochenen methodischen Fortschritte sind mit den Begriffen der „Stammesbildung“ beziehungsweise der „Ethnogenese“ verbunden. Die hinter diesen Bezeichnungen stehende Theorie konzipiert Stämme und Völker als *soziale* Konstrukte. Damit ist der entscheidende Schritt über die antike Ethnographie hinaus getan, die sämtliche Stämme, Völker als „Abstammungsgemeinschaften“ erklärte. Es bleibt weiterhin zu berücksichtigen, dass Heiratsverbindungen und Verwandtschaft sich meist innerhalb einer klar umrissenen Gruppe konzentrieren. Die zur Erklärung angeführte Kausalität wird gegenüber einer biologistisch-rassistischen Argumentation jedoch umgedreht: Nicht mehr die als Blutsverwandtschaft gedachte gemeinsame Abstammung definiert beispielsweise einen Goten, sondern wer zu den Goten gehört, ist ein legitimer Heiratskandidat. Die

63 Vgl. Jankuhn (1999) besonders 303–304.

64 Vgl. Härke (1995) 51.

65 Diejenigen Vertreter, die unter anderem in der sogenannten „Ostforschung“ diese Ansprüche pseudowissenschaftlich rechtfertigten, waren nach dem 2. Weltkrieg meist als Zeit- oder Universalhistoriker tätig. Ihre de facto politisch motivierte Arbeit baute jedoch unzweifelhaft auf Kossinnas Argumenten und der Mitarbeit von Altertumswissenschaftlern, Sprachwissenschaftlern und Archäologen auf. Auslöser der Aufarbeitung dieser Verstrickung war der 42. Deutsche Historikertag 1998, vgl. den daraus hervorgegangenen Sammelband Schulze & Oexle (1999).

66 Vgl. Klejn (1974). Seitdem sind längere Fassungen des Aufsatzes unter anderem in russischer Sprache erschienen.

67 Diese Aussage bezieht sich auf die programmatischen Schriften Wenskus' beziehungsweise Wolframs in der hier verwendeten Auflage, welche im Literaturverzeichnis eine (Wenskus [1977] 607) beziehungsweise keine (Wolfram [2001] 535) Veröffentlichung von Kossinna auflisten.

Erklärungsmodelle der „Stammesbildung“ und „Ethnogenese“ fragen nach den Kriterien für diese Zugehörigkeit und erkennen sie als sozial definiert. Sie sind daher von den Umständen abhängig und veränderbar.

Wenskus erklärt die „Stammesbildung“ als einen Zusammenschluss verschiedener Gruppen um einen identitätsstiftenden „Traditionskern“ herum. Die Angehörigen dieses Traditionskerns brachten einen Grundbestand an Sprache, Religion, Gebräuchen und Gesetzen mit und waren die Träger und Legitimatoren politischer Herrschaft. Es fand keine uniforme Angleichung aller anderen an die Traditionen dieses Kerns, sondern ein Prozess der Aushandlung statt, nach dem der Stamm aus der Summe der einzelnen Einflüsse kombinierte Merkmale aufwies. Diese Idee betont zudem den engen Zusammenhang zwischen *origo gentis*-Erzählungen und der Verschriftlichung von Stammesgesetzen.⁶⁸

Wenskus hat vorrangig innerhalb germanischer Kontexte gearbeitet und die Herausbildung der frühmittelalterlichen *regna* betrachtet. Der Ethnogenesebegriff Wolframs erweitert das Erklärungsmodell um den prägenden Einfluss des Imperiums, das weit über seine Grenzen hinaus politisches und ökonomisches Gewicht hatte und Veränderungen in den benachbarten Stammesgesellschaften bewirkte. Außerdem fanden die Ethnogenesen mehrerer germanischer Völker sogar auf dem Territorium des Römischen Reichs statt, ein Umstand, dessen Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Gerade die Angehörigen der gentilen Führungsschicht waren über militärische Posten sogar in die staatlichen Strukturen des Reichs eingebunden, so dass beispielsweise die lateinische Sprache, das römische Recht, staatliche Organisationsformen und die Schriftlichkeit als solche Einfluss genommen haben müssen.⁶⁹ Die neuesten einschlägigen Veröffentlichungen hierzu stammen aus der Feder des Freiburger Archäologen Brather.⁷⁰

Diese theoretisch-methodischen Konstruktionen sind nur schwer auf eine griffige Formel zu bringen. Dies ist als Erklärung dafür anzusehen, dass die angesprochenen Ursprungserzählungen auf Generationenfolge und Abstammungsgemeinschaft rekurrieren: Die identitätsstiftende Funktion wird mit den Mitteln der Narrativität⁷¹ erbracht. Ein Bekenntnis zur Gruppe beinhaltet wahrscheinlich zunächst die nach außen, gegenüber Fremden vertretene Akzeptanz der gemeinsamen Ursprungserzählung. Schließlich äußert sich das Gemeinschaftsgefühl der neuen Gruppe in einem objektiv vorhandenen, intersubjektiven „Glauben an eine Abstammungsgemeinschaft“:

„Der Stammverwandtschaftsglaube kann – ganz einerlei natürlich, ob er objektiv irgendwie begründet ist – namentlich für die politische Gemeinschaftsbildung wichtige Konsequenzen haben. Wir wollen solche Menschengruppen, welche auf Grund von Ähnlichkeiten des äußeren Habitus oder der Sitten oder beider oder von Erinnerungen an Kolonisation und Wanderung einen subjektiven Glauben an eine Abstammungsgemeinschaft hegen, derart, daß dieser für die Propagierung von Vergemeinschaftung wichtig wird, dann, wenn sie nicht ‚Sippen‘ darstellen, ‚ethnische‘ Gruppen nennen, ganz einerlei, ob eine Blutsgemeinschaft objek-

68 Vgl. Wenskus (1977) 38–43, 475.

69 Wolfram (2001) 20–21, 48–54 und häufiger.

70 Vgl. Brather (2004) passim und die Beiträge in Brather (2008).

71 Vgl. Rösen (1987); Rösen (1997).

tiv vorliegt oder nicht. Von der Sippengemeinschaft unterscheidet sich die ‚ethnische‘ Gemeinschaft dadurch, daß sie eben an sich nur (geglaubte) ‚Gemeinsamkeit‘, nicht aber ‚Gemeinsamkeit‘ ist, wie die Sippe, zu deren Wesen ein reales Gemeinschaftshandeln gehört. Die ethnische Gemeinschaft (im hier gemeinten Sinn) ist demgegenüber nicht selbst Gemeinschaft, sondern nur ein die Vergemeinschaftung erleichterndes Moment.“⁷²

Wie von Weber eindrücklich beschrieben, verstärkte die Überzeugung, Teil einer Abstammungsgemeinschaft zu sein, den Gruppenzusammenhalt.

Der Begriff „Ethnogenese“ selbst ist in jüngster Zeit in die Kritik geraten. Die Einwände richten sich dagegen, dass in der üblichen Terminologie ein impliziertes *télos* stecke, nämlich die unausgesprochene Annahme, dass für jeden Stamm und jedes Volk ein bestimmter Zustand das von vornherein feststehende Ziel, der Endpunkt der historischen Entwicklung gewesen sei. Aus solch einer Position ergeben sich zwei Denkfallen, die in den meisten Fällen unbewusst auftreten beziehungsweise nicht genügend reflektiert werden:

- a) Die Ethnogenese eines Stammes als das Eintreten von Stillstand. Dynamische Prozesse haben dazu geführt, dass Menschen verschiedener Herkunft, unterschiedlicher Sitten sich subjektiv als eine Einheit begreifen. Ist dies jedoch erreicht, hört die Veränderung auf. Am konkreten Beispiel hieße dies: Aus diversen Gruppen entstanden während der Wanderungen durch das Imperium Romanum die Westgoten. Nachdem diese sich jedoch einmal konstituiert hatten, veränderten sie sich nicht mehr, die Westgoten von 418/419 sind daher identisch mit denen von 711.
- b) Die Ethnogenese eines Stammes als intendiertes Ergebnis. Nach diesem Verständnis wird die Herausbildung eines neuen Stammes nicht als komplexer und ergebnisoffener Prozess begriffen. Stattdessen wird in Kenntnis der Beschaffenheit einer bestimmten Volksgruppe angenommen, dass alle Prozesse, die zu ihrer Herausbildung geführt haben, nur auf genau eine Weise ablaufen konnten und daher zielgerichtet genau ein spezifisches Ergebnis hervorbringen mussten. Diese Annahme ist oft verbunden mit der Überzeugung, dass wenigstens grundsätzlich eine Lenkbarkeit von Ethnogenese gegeben war. Konkret hieße dies wiederum: Aus den Terwingen, die die Donau überschritten, mussten exakt jene Westgoten werden, die sich 419 in Tolosa niederlassen durften.

Den Vorschlag, statt von Ethnogenese besser wertfrei von „ethnischen Prozessen“ zu sprechen, hat von Rummel in die Diskussion eingebracht. Damit soll klar zum Ausdruck gebracht werden, dass die Abläufe, die zur Bildung neuer Stämme, Völker oder *regna* führten, weder statisch noch endlich sind.⁷³ Ebenso wenig

72 Weber (2001) 174.

73 Philipp von Rummel, Diskussionsbeitrag zu den Vorträgen der Veranstaltung „Caída y resurgimiento: romanos y germanos en los siglos IV y V. Espacio de Encuentro Hispano-Alemán 2011“ am 12. 5. 2011, Madrid.

kannten die ethnischen Prozesse einen inhärenten Sinn, sie vollzogen sich nicht, um ein vorher definiertes Ergebnis hervorzubringen, sondern waren chaotisch. Für die beteiligten Menschen waren ethnische Prozesse zu komplex, um sie vollständig abbilden, durchdringen oder als Ganzes effektiv lenken zu können. Aus den erhaltenen Schriftquellen wissen wir, dass die Zeitgenossen dem durchaus widersprochen hätten und dass sie selbstverständlich *versuchten*, ihre Lebenswirklichkeit zu beeinflussen.⁷⁴

Erst in der Analyse der konkreten ethnischen Prozesse, die wir in der Spätantike vorfinden, ist es möglich, die entscheidenden Faktoren zu beschreiben. Wir erkennen in der Rückschau eine Ordnung in den ethnischen Prozessen und verleihen einzelnen Ereignissen einen Sinn. Diese Sinn stiftenden Rekonstruktionen gilt es jedoch gegenüber den materiellen Hinterlassenschaften und der schriftlichen Überlieferung der Zeitgenossen zu rechtfertigen.⁷⁵

2.2 SCHRIFTLICHE ZEUGNISSE

Die Auswertung erfolgt in zwei Abschnitten, zuerst werden zeitgenössische Zeugnisse bis zum 1. Jahrhundert n. Chr. betrachtet, danach stehen die Aussagen der späten Quellen des 4. bis 6. Jahrhunderts über frühere Epochen, nämlich das 2. und 3. Jahrhundert, im Mittelpunkt.

2.2.1 Die frühesten Zeugnisse

Die wichtigste frühe Erwähnung, die mit den Goten in Zusammenhang zu bringen ist, findet sich bei Tacitus.⁷⁶ Einige andere Autoren geben bereits zuvor kurze Informationen. Strabo nennt um 14 oder 19 n. Chr. die Βούτωνας unter den Stämmen, die Untertanen des Marbod seien. Die Emendation zu Γούτωνας ist allgemein akzeptiert.⁷⁷ Die Lokalisierung dieser von Marbod beherrschten Stämme ist äußerst grob: jenseits des Herkynischen Waldes. Jedoch werden, in Übereinstimmung mit anderen Quellen, die Lugier (Λουγίοι) und die Γουτώναι im selben Kontext genannt, so dass sie als benachbarte Stämme erscheinen. Eine kurze Notiz aus den *Annalen* des Tacitus belegt ebenfalls, dass es zwischen den *Gotones* und Marbod Beziehungen gab: *erat inter Gotones nobilis iuvenis nomine*

74 Z. B. Athaulf bei Oros. 7, 43, 5–6.

75 Vgl. Pohl (2005) 18: „Völker sind aber Abstraktionen, deren scheinbare Evidenz auf ganz wenigen Merkmalen aus der Vielfalt menschlicher Lebensformen beruht.“ Vgl. auch die Sammlung einschlägiger methodischer Aufsätze bei Noble (2006). Wiemer (2013) erweitert das Methodenspektrum erneut, indem er die italischen Ostgoten als eine „Gewaltgemeinschaft“ analysiert.

76 Dies gegen Kulikowski (2007) 55 Anm. 14: „The *Gotones* mentioned in Tacitus, *Germania* 44.1 and located somewhere in what is now modern Poland would not be regarded as Goths if Jordanes' migration stories did not exist.“

77 Strab. 7, 1, 3.

*Catualda, profugus olim vi Marobodui et tunc dubiis rebus eius ultionem ausus.*⁷⁸ Sofern dies zur Sprache kommt, wird Catualda als Markomanne angesehen, der sich zu den Goten geflüchtet hatte, nicht als gotischer Stammesangehöriger.⁷⁹

Plinius der Ältere verortet die *Gutones* an der Meeresküste,⁸⁰ wobei unklar bleibt, ob die Nord- oder die Ostseeküste gemeint ist: Unmittelbar zuvor ist von Britannien die Rede, Thema der ganzen Beschreibung ist jedoch die Herkunft des Bernsteins, so dass insgesamt die Verortung im Baltikum wahrscheinlicher ist. Plinius nennt Pytheas als seine Quelle, was bedeuten würde, dass die *Gutones/Gotones* seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. im kontinentalen Europa ortsfest waren.⁸¹

Schließlich schreibt Tacitus im Rahmen seiner Völkertafel der germanischen *gentes*.⁸² *Trans Lugios Gotones regnantur paulo iam adductius ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem.*⁸³ In solchen knappen Abschnitten fasst der römische Historiker zusammen, was er an Charakteristika individueller germanischer Stämme herausfinden konnte. Die Reihenfolge der Darstellung entspricht dabei der Entfernung von den Reichsgrenzen. Die *Gotones* werden fast am Ende der *Germania* kurz erwähnt, was gleichbedeutend damit ist, dass sie am Rand des taciteischen Gesichtskreises liegen. Überträgt man die Vielzahl der Stammesnamen auf eine Karte des Gebietes rechts des Rheins, so ergibt sich als Siedlungsgebiet der *Gotones* bei Tacitus das westliche Ufer der Weichsel, ein bis zwei Tagesreisen südlich der Ostseeküste. Als Nachbarstämme werden südlich die Lugier, nordwestlich die Rugier und Lemnovier genannt. Letztere bewohnten den unmittelbaren Küstenstreifen.⁸⁴

Je weiter die angesprochenen Siedlungsgebiete von den Kastellen des Limes entfernt liegen, desto dürftiger werden die Informationen: Tacitus versuchte, wie eben dargestellt, für jeden Stamm das Siedlungsgebiet zu nennen, indem er dessen Begrenzung durch benachbarte Stämme aufzählte, sowie jeweils ein Merkmal, das sich vom gemeingermanischen Stammeswesen abhob und den individuellen Charakter des Stammes erklärte. Die *Gotones* wurden von einem König beherrscht (*regnantur*). Diese Herrschaftsform war zwar straffer organisiert als die Lebensweise der übrigen Germanen, jedoch keinesfalls so, dass die Freiheit der einzelnen Stammesmitglieder verlorengegangen sei. Tacitus hatte zuvor als gemeingermani-

78 Tac. ann. 2, 62: „Bei den Gotonen lebte ein junger Adliger namens Catualda, der, vor längerer Zeit Marbods Druck geflüchtet, jetzt, da dessen Lage bedenklich war, einen Rachezug wagte.“

79 Unter anderem von Baumstark (1880) 235. Koestermann (1963) 372–373 geht nicht darauf ein.

80 Plin. nat. hist. 37, 35: [*credidit*] *Pytheas Gutonibus, Germaniae genti, accoli aestuarium oceani Metuodinis nomine spatio stadiorum sex milium.*

81 Vgl. Journès (1997 a); Journès (1997 b); Wenskus (1985). In den Bibliotheksverbänden derzeit nicht greifbar ist die ebenfalls einschlägige Publikation Schulz (1949).

82 Das heißt die Kapitel 28 bis 46 der *Germania*, zu denen Baumstark einen Kommentar von bleibendem Wert vorgelegt hat, vgl. Baumstark (1880).

83 Tac. Germ. 44, 1: „Jenseits der Lugier leben die Gotonen. Sie werden von einem König beherrscht, und zwar etwas straffer als die anderen Germanen, jedoch nicht so, daß sie ihre Freiheit eingebüßt hätten.“

84 Vgl. Tac. Germ. 44, 1.